

**ANDREW  
DAS TAYLOR  
VERRIEGELTE  
FENSTER**



Weltbild

Sein ganzes Leben hat Thomas Penmarsh in Finisterre verbracht, einem einsam gelegenen Haus an der Küste Cornwalls. Nur einen einzigen Vertrauten hat Thomas je besessen: seinen Cousin Esmond, der mit ihm in Finisterre aufwuchs und ihm über viele Jahre treu zur Seite stand. Nun kehrt Esmond zurück in das Haus mit dem verriegelten Fenster, und alles könnte wieder sein wie früher. Wenn nicht eines Tages Alice zu Besuch käme und die Vergangenheit zurückbrächte, an die Thomas um keinen Preis erinnert werden will ...

»Ein hoch intelligenter und fesselnder Psychothriller.« Daily Mail

»Dieser Roman ist ein Meisterwerk an Subtilität. Die Entwicklung der Figuren ist überzeugend, die Atmosphäre zum Zerreißen gespannt und die Handlung so fesselnd, dass es weh tut.« Mail on Sunday

»Andrew Taylor zählt zweifellos zu Englands besten Spannungsauteuren.« The Times

»Andrew Taylor ist ein Meister des Grauens, ein Vivisekteur der Seelen.« Die Zeit

Andrew Taylor

# Das verriegelte Fenster

Roman

Aus dem Englischen von Christian Quatmann

**Weltbild**

## **Der Autor**

Andrew Taylor wurde 1951 in Stevanage, England, geboren. Nach dem Studium in Cambridge und London übte er eine Anzahl von Berufen aus, bis er sich 1981 hauptberuflich dem Schreiben zuwandte. Er ist der Autor zahlreicher preisgekrönter Kriminalromane, darunter die Romane der Lydmouth-Serie mit Detective Inspector Thornhill und der Journalistin Jill Francis. Daneben verfasste Andrew Taylor die Roth-Reihe. Weitere Informationen zu Andrew Taylor und seinen Romanen unter:

[www.andrew-taylor.co.uk](http://www.andrew-taylor.co.uk).

Die englische Originalausgabe erschien 1993 unter dem Titel The Barred Window bei Sinclair-Stevenson, London.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Genehmigte Lizenzausgabe © 2016 by Weltbild GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 1993 by Andrew Taylor

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2003 by Wilhelm Goldmann Verlag, München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Übersetzung: Christian Quatmann

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-662-7

Für Diana

# Eins

»Glaubst du an Magie?«, wollte Esmond einmal von mir wissen.

Die Annahmen, auf die wir uns in unserem Alltag stützen, sind magischer Natur: Beschwörungen, die dazu dienen, unserem Leben einen Sinn zu geben oder es wenigstens erträglich zu machen. So hatte ich beispielsweise nach dem Tod meiner Mutter und Esmonds Rückkehr angenommen, dass ich fortan das glückliche Leben eines Märchenprinzen führen könnte. Doch was der eine als magisches Denken abtun mag, gilt dem anderen als rational begründete Vermutung und wieder einem anderen als Wunschdenken.

Tatsächlich durchlebte ich in den Monaten, die zwischen der Bestattung meiner Mutter im Mai, also zu dem Zeitpunkt, da Esmond zurückkehrte, und dem Ausklang des Sommers Ende September verstrichen, eine außerordentlich glückliche Zeit. Erst dann übermannte mich unversehens das dumpfe Gefühl, dass irgendetwas schief lief. In jenen Spätsommertagen wurde ich nämlich Zeuge einer Unterhaltung, die Esmond und Bronwen im Wohnzimmer führten.

Wann immer ich die zwei belauschte, sorgte ich dafür, dass irgendetwas neben mir am Boden lag. Und so deponierte ich an jenem Nachmittag einen Band mit Lorca-Gedichten, der auf der Sitzfläche des Sessels lag, neben mir auf dem Teppich. Noch nie hatte mich jemand dabei überrascht, wie ich auf allen vieren am Boden kniete, obwohl das natürlich eines Tages durchaus passieren mochte. Jedenfalls konnte man, wann immer mein Cousin Esmond im Spiel war, gar nicht vorsichtig genug sein.

»Ach, das dumme Buch ist mir gerade aus der Hand gefallen«, lautete der Satz, den ich mir für den Notfall zurechtgelegt hatte. Hätte natürlich auch meine Brille oder mein Füller sein können. »Mein Gott, wie ungeschickt.«

Der Sessel bildete zwischen mir und der Tür eine Art Barriere. Ich verspürte ein Stechen im linken Knie und hatte eine Schwindelattacke. Ja, ich weiß sogar noch, wie ich dachte, dass ich allmählich zu alt dafür sei, am Boden herumzukrabbeln. Ich war achtundvierzig, was natürlich noch nicht wirklich alt ist. Die meisten Leute würden jemanden wie mich vermutlich sogar als Mann in den besten Jahren bezeichnen. Doch ich selbst glaube fest, dass ich mich 1967 in einem einzigen Augenblick von einem jungen in einen alten Mann verwandelt habe. Ich bin so alt, wie ich mich fühle.

Ich klappte die Ecke des Teppichs zurück, bis ein dreieckiges Segment des Eichenfußbodens sichtbar wurde. In eine der Bodendielen war ein etwa dreißig Zentimeter langes unlackiertes Kiefernholzbrett eingesetzt. Der Zimmermann hatte sich die Mühe gespart, es eigens an dem Tragbalken festzunageln.

Ich hob das Holzstück mit den Fingerspitzen vorsichtig aus der Öffnung. Eine Spinne floh vor dem Licht. Die Vertiefung unter dem Brett war mit Holzspänen und Gipsbrocken ausgefüllt. Graue Staubfäden schaukelten girlandenartig in der zirkulierenden Luft hin und her. Das Loch war mein Versteck. Niemand außer mir wusste davon. Ich verwahrte dort persönliche Dinge. Und natürlich benutzte ich die Öffnung, um zu lauschen.

Im ersten Augenblick war ich fast überrascht, als ich die Stimmen hörte: Die beiden waren also tatsächlich unten im Wohnzimmer. Im Allgemeinen hielten sie sich nur abends

in dem Raum auf. Immer noch auf den Knien, beugte ich mich hinunter und drehte den Kopf so, dass sich mein rechtes Ohr direkt über der Öffnung im Boden befand. Ich verspürte an der Wange einen Lufthauch.

»Hat Rumpy schon seinen Spaziergang gemacht?«, fragte mein Cousin Esmond.

»Ach, jetzt lenk doch nicht ständig ab«, erwiderte Bronwen.

»Du nimmst diese Geschichte viel zu ernst, glaub mir.«

Ein Löffel schlug klirrend gegen Porzellan. Ich vermutete, dass Bronwen den Zucker in ihrem Kaffee herumfuhr. Typisch, dass sie mit dem Löffel wie mit einem Stößel in ihrer Tasse herumrührte.

»Hast du gewusst, dass wir mit so etwas rechnen müssen?«, fragte sie. »Kann doch gar nicht anders sein.«

»Na ja. Völlig auszuschließen war es natürlich nie. Aber äußerst unwahrscheinlich.«

»Dann hättest du mich wenigstens warnen können.«

»Wieso denn? Was hätte das denn genützt?«

»Weil ich lieber weiß, woran ich bin.« Wenn Bronwen nicht nur ihre übliche Unausstehlichkeit an den Tag legte, sondern richtig wütend war, klang ihre Stimme wie die Klinge eines Messers auf einem Schleifstein. »Ehrlich gesagt: Ich finde, du hast dich verdammt dämlich verhalten.«

»Jetzt reg dich mal wieder ab. Uns wird schon was einfallen.«

»Also, wenn du mich fragst, ich glaube, wir sollten allmählich daran denken –«

»Ach Quatsch. Wenigstens würde ich an deiner Stelle nichts überstürzen«, unterbrach Esmond sie. »Gibt es noch Kaffee?«

»Wie meinst du das?«

»Weißt du doch genau. Thomas und ich haben uns schon als Kinder ein Motto gegeben.« Dann fing er an, wie ein kleiner Junge zu sprechen: »Alle für einen und einer für alle. Gemeinsam wir stehen und getrennt wir fallen.«

»Arschloch.«

Ich musste lächeln.

Nach einem kurzen Schweigen fuhr Esmond fort: »Übrigens glaube ich, dass wir eigentlich sogar Glück haben.«

»Bist du nicht ganz dicht?«

»Versuch es doch mal anders zu sehen«, sagte Esmond geduldig. »Nicht als Problem, sondern als Chance. Aber du hast meine Frage nicht beantwortet: Hat Rumpy nun seinen Spaziergang gemacht oder nicht?«

»Hört das denn niemals auf?«

Esmond ignorierte die Frage. »Ich hab ihm heute Morgen was zu essen gebracht«, sagte er. »Hat für sein Alter noch einen ganz schönen Appetit, der Knabe. Aber er braucht auch Bewegung. Tut ihm gut.«

»Grrr«, machte Bronwen. »Grrr, grrr. Aber er hat doch sowieso keinen Spaß am Leben. Am besten, wir schaffen ihn aus dem Weg.«

»Rumpy? O nein ... ohne Rumpy wäre doch nichts mehr, wie es ist. Das weißt du doch so gut wie ich.«

»Ach, der macht es doch ohnehin nicht mehr lange. Ich hab das Gefühl, er wird



stündlich seniler.«

»Gilt das für uns etwa nicht?«

»Und manchmal riecht er sogar.«

»Nobody's perfect, meine Liebe«, erwiderte Esmond.

Ich schob das Brett wieder in die Öffnung im Boden und brachte den Teppich in Ordnung. Kurz darauf saß ich wieder, mit dem geöffneten Buch vor mir auf den Knien, auf dem Fenstersitz. Am Himmel schoben sich riesige graue Wolkenformationen vorbei. Allerdings waren zwischen den Wolkenbänken hier und da hellblaue Flecken zu erkennen. Möglich, dass das Wetter wieder aufklarte. Im Garten strichen zwei Katzen umher.

Eine davon beehrte uns in Finisterre regelmäßig mit ihrem Besuch: ein humpelnder schwarz-weißer alter Kater mit einem zerfetzten Ohr. Die andere war jünger, ein getigertes Tier, das nur halb so groß war wie der Kater und wesentlich scheuer. Und sie war schön. Allerdings konnte ich sie noch weniger ausstehen als den Kater, weil sie – nach Lage der Dinge – noch länger zu leben hatte als er.

Ich klopfte an das Fenster, doch der Kater ignorierte den Lärm. Wie alle alten Katzen schien er fest davon überzeugt, dass er allen übrigen Lebewesen unendlich überlegen war. Die Tigerkatze besaß immerhin so viel Anstand, dass sie kurz innehielt und sich umsah. Als es ihr nicht gelang, die Ursache des Lärms auszumachen, befand sie, dass sie das Klopfen ebenfalls ungestraft ignorieren könnte.

Ich verbrachte noch fast eine Stunde auf dem Fenstersitz. Die Katzen unternahmen jetzt erste Vorstöße auf den Rasen. Dabei diente ihnen eine von uns als Gebüsch bezeichnete Ansammlung von Sträuchern als Rückzugsgebiet. Sie konnten ja nicht ahnen, was sich unter ihnen im Boden verbarg. Wenn es in meinem alten Leben überhaupt etwas gegeben hatte, was ich schmerzlich vermisste, dann die Fähigkeit, mich den Katzen gegenüber angemessen zu verhalten.

Zum ersten Mal seit drei Tagen kam die Sonne zum Vorschein. Zunächst fing das Meer an zu glitzern, dann lag der Garten in gleißendem Licht. Die Trittsteine, auf denen man weiter unten den als Blackberry Water bezeichneten kleinen See trockenen Fußes durchqueren konnte, funkelten wie winzige silbrige Nagelköpfe. Die Blau- und Grüntöne waren so intensiv, dass sie in den Augen schmerzten. Die Gitterstangen vor meinem Fenster zeichneten sich im Sonnenlicht auf dem Teppich als längliche Schatten ab.

Ich zählte die Schatten. Auch heute waren es wieder sechs Stangen und sechs Schatten, wie ich es schon seit frühester Kindheit unendlich oft beobachtet hatte.

Um halb fünf kam Bronwen mit leeren Händen in mein Zimmer. Ich wartete schon auf meine Tasse Tee. Sie klopfte grundsätzlich nicht an, trotzdem hatte mich ihr Erscheinen noch nie überrascht, da sie bereits draußen auf dem Gang so viel Lärm machte.

Ich hüstelte und bemühte mich, sie vielsagend anzusehen. »Ich dachte, dass du mir den Tee bringst.«

»Esmond hat gesagt, dass du heute deinen Tee mit ihm trinkst«, erwiderte Bronwen.

»Er erwartet dich im Arbeitszimmer.«

Ich sah sie erstaunt an. Sie war eine groß gewachsene Frau mit drahtigem dunklem Haar und festen, fast konischen Brüsten. Ihr schulterlanges Haar verströmte einen leicht modrigen Geruch. Sie trug vorzugsweise enge Pullover und kurze Röcke. Auf Walisisch

bedeutet Bronwen »weiße Brust«. Trotzdem stellte ich mir ihre Brüste eher gelblich vor – und vorne an den Brustwarzen mit behaarten Vorhöfen.

»Im – im Arbeitszimmer?«

»Richtig. Jetzt komm schon. Ich hab nicht den ganzen Tag Zeit.«

Wie üblich, wenn etwas mich überraschte, reagierte ich auch auf Bronwens Mitteilung zuerst mit Nervosität und dann mit Panik. Ich wusste nicht mehr, wo ich meine Jacke gelassen hatte. Bronwen entdeckte sie auf dem Haken an der Tür. Ich wollte mich kämmen, doch meine Hand fing so stark an zu zittern, dass ich den aussichtslosen Kampf, mir einen geraden Scheitel zu ziehen, wieder aufgeben musste. Als ich zu ihr sagte, dass ich unbedingt ein frisches Taschentuch brauchte, packte sie mich oberhalb des Ellbogens am Arm und zog mich zur Tür.

»Herrgott«, sagte sie. »Du gehst doch bloß zu Esmond ins Arbeitszimmer.«

Dann führte sie mich die Treppe hinunter. Sie hatte den Daumen und die beiden ersten Finger in meinen Oberarm gegraben. Unten im Entree waren ein paar weiße Vasen mit Astern aufgestellt. Am Fuß der Treppe gab Bronwen meinen Arm wieder frei und schob mich wie ein widerspenstiges Kind ganz sanft vorwärts. Auch diesmal kam ihr unerwarteter Anflug von Zärtlichkeit für mich wieder völlig überraschend.

Ich ging langsam durch die Halle und empfand fast so etwas wie Vergnügen. Durch die Lünette über der Eingangstür fiel schräg das Sonnenlicht herein. Esmond hatte die Bodendielen frisch abschleifen lassen und in London ein paar türkische Teppiche besorgt. Das leuchtende Weiß der Vasen und das Rosa und Purpur der Astern waren einfach überwältigend. Geblendet sind die Augen mir, dachte ich. Doch obwohl mir die Worte so vertraut waren, hatte ich vergessen, woher ich sie kannte. Auch wusste ich nicht mehr, wie der Text weiterging. Und plötzlich war meine gute Laune verflogen. Ich klopfte an die Tür des Arbeitszimmers und Esmond bat mich herein.

Er stand am Fenster. Im strahlenden Sonnenlicht sah er nur halb so alt aus, wie er tatsächlich war. Er war groß gewachsen und hatte breite Schultern und schmale Hüften. Sein Haar war noch genauso dicht wie bei unserer ersten Begegnung, und die grauen Strähnen ließen ihn nicht etwa alt erscheinen, sondern nur besonders distinguiert. In Esmonds Gegenwart fühlte ich mich noch kleiner, älter und hässlicher als sonst: Er hatte die Macht, mir das Gefühl zu geben, dass ich einer minderwertigen Spezies angehörte. Als Junge hatte mich das nicht weiter gestört. Es hatte mir sogar geschmeichelt, glaube ich, dass Esmond sich überhaupt dazu herabließ, sich mit mir abzugeben.

»Ich möchte, dass du einen Brief schreibst«, sagte er. »Setz dich. Anschließend können wir dann Tee trinken.«

Er wies mit dem Kopf auf den Schreibtisch. Ich nahm auf dem mit grünem Leder bezogenen Stuhl dahinter Platz. Die Sitzfläche war noch warm von Esmonds Körper. Auf der weichen Unterlage vor mir lag ein Bogen Briefpapier. Ich schraubte die Kappe von meinem Füllhalter, den ich glücklicherweise gerade in der Jackentasche hatte, und kitzelte damit verstohlen ein paar Krakel auf das Löschpapier. Tinte war jedenfalls noch genug in dem Schreibgerät. Dann blickte ich Esmond an, um zu sehen, ob er etwas bemerkt hatte.

Er hatte die Hände in die Taschen geschoben und starrte aus dem Fenster. Ich wartete

und ließ den Füller zwischen Daumen und Zeigefinger hin und her rollen. Das Papier war einmal weiß gewesen, im Laufe der Zeit jedoch vor allem an den Rändern deutlich vergilbt. Ich konnte mich noch erinnern, wie meine Mutter davon einmal einen ganzen Stoß mit oben aufgedrucktem Briefkopf bei einem Drucker in Kinghampton bestellt hatte. Finisterre, Ulvercombe, Nord-Cornwall. Natürlich keine Telefonnummer. Das Telefon gehörte zu den Neuerungen, die Esmond eingeführt hatte.

Anfangs machte mir das Warten nichts aus. Ich fühlte mich in Esmonds Gesellschaft wohl und hielt mich im Übrigen gerne in dem Arbeitszimmer auf. Ein schön geschnittener frisch renovierter Raum, und sogar die Möbel glänzten unter einer frischen Politur. In den alten Tagen, als meine Mutter das Arbeitszimmer noch benutzt hatte, hatte sie dort einmal im Monat auf diesem Stuhl und an diesem Schreibtisch ihre Haushaltsabrechnung gemacht.

Ich wartete so lange, bis ich irgendwann überzeugt davon war, dass Esmond mich vergessen hatte. Der Gedanke verdarb mir endgültig die gute Laune. Bereits in meiner Jugend hatte ich manchmal geträumt, dass Esmond mich vollständig vergessen hatte. Und selbst heutzutage hatte ich noch bisweilen solche Albträume, wenn auch nicht mehr so häufig. Dabei hatten sich im Laufe der Zeit verschiedene Variationen des Themas herauskristallisiert. Bisweilen kam ich in diesen Träumen in einen vertrauten Raum – etwa das Kinderzimmer oder das Klassenzimmer am Bicknor College –, und Esmond war bereits dort. Wenn ich ihn dann sah, fing mein Puls an zu rasen: eine äußerst unangenehme Empfindung, als ob sich mir das Herz buchstäblich aus der Brust reißen wollte. In Esmonds Gesicht hingegen war keine Spur von Freude darüber zu erkennen, dass ich vor ihm stand, ja nicht einmal ein Anzeichen dafür, dass er mich überhaupt erkannte. Vielmehr schien er durch die Unterbrechung irritiert und verwirrt: sonst nichts. Ja, er behandelte mich wie einen völlig Fremden, der kein Recht hatte, überhaupt da zu sein.

Mitunter bemerkte er in meinem Traum aber nicht einmal, dass ich hereinkam. Manchmal war noch eine zweite Person bei ihm, ein Freund. Dann lachte er mich aus, wie wir als Kinder über Krüppel und behinderte Leute gelacht hatten. Jedenfalls liefen sämtliche Varianten des Traumes auf ein und dasselbe hinaus: Esmond hatte vollständig vergessen, dass wir Cousins und Freunde waren. Er betrachtete mich mit völlig objektiven Augen: mit dem kühlen unvoreingenommenen Blick eines Fremden.

»Heute ist der 30. September«, sagte er.

Ich schrieb das Datum auf. Esmond wandte sich vom Fenster ab. Er durchquerte den Raum und ging zu dem Büfettschrank hinüber, der die untere Hälfte des Alkovens links neben dem Kamin ausfüllte. Oben auf dem Büfett standen mehrere Bücher. Er fuhr mit dem Zeigefinger darüber und inspizierte dann seine Fingerspitze, als ob er dort Staub zu sehen erwartete.

»Meine liebe Alice«, fuhr er dann fort und starrte weiterhin seinen Finger an.

Ich wartete, den Füller in Bereitschaft. »Alice?«

»Ja.«

»Unsere Alice?« Irgendwie brachte ich es nicht fertig, »meine« zu sagen.

Er nickte. »Du kannst ganz beruhigt sein.«

Ich fing an zu schreiben.

»Danke für deinen Brief. Es tut mir leid wegen deiner Ehe. Natürlich habe ich gegen deinen Vorschlag eines Treffens nichts einzuwenden.«

»Könntest du bitte etwas langsamer sprechen?«, sagte ich. Die Feder kratzte auf dem Papier und mir taten die Finger weh.

»Neuer Absatz«, sagte er nach einer längeren Pause. »Allerdings steht es um meine Gesundheit nicht zum Besten.« Ich sah Esmond fragend an, der mich weiterhin keines Blickes würdigte. »Ich führe hier mit meinem Cousin Esmond und seiner Frau Bronwen ein sehr ruhiges Leben. Mein Arzt hat mir empfohlen, tunlichst nicht zu reisen und auch jede Aufregung zu vermeiden. Unter den derzeitigen Bedingungen muss ich deshalb deine freundliche Einladung, nach London zu kommen, leider ausschlagen.«

Nach »zu vermeiden« hörte ich auf zu schreiben und murmelte: »>... muss ich deshalb Deine freundliche Einladung ... leider ausschlagen< ...?«

»Was gefällt dir daran nicht?«

»Würde ich mich wirklich so ausdrücken? Kommt mir reichlich förmlich vor. Um nicht zu sagen aufgeblasen.«

»Und was schlägst du vor?«

»Wie wäre es mit: >... Deshalb fürchte ich, dass ein Besuch in London für mich nicht infrage kommt?«

»Okay. Sehr gut.« Er wartete, während ich den geänderten Satz zu Papier brachte, und fuhr dann fort: »Aber es wäre mir ein großes Vergnügen, wenn du ein paar Tage hier zu uns kommen könntest. Das würde uns allen die Möglichkeit geben, uns ein wenig näher kennenzulernen.«

»Nein«, sagte ich. »Bitte, Esmond. Das halte ich, glaube ich, nicht aus.«

Er sah mich mit hochgezogenen Augenbrauen an. Also schrieb ich auf das Papier, was er gesagt hatte.

»Esmond oder ich werden uns in den nächsten Tagen telefonisch bei dir melden«, fuhr er fort. »Mit ganz herzlichen Grüßen ...« Er hielt inne. »Dein Thomas Penmarsh. Das wär' s fürs Erste. Ein Kuvert findest du in der zweiten Schublade von unten auf der rechten Seite.«

Ich öffnete die Lade. »Ich verstehe nicht ganz.«

»Musst du auch nicht.« Esmond trat näher an den Schreibtisch heran. Er nahm den Brief und überflog ihn noch einmal. »Du kannst ganz beruhigt sein.«

Ich zog ein Kuvert aus der Lade. Bevor ich sie wieder zuschob, sah ich einen Ring mit mehreren kleinen Schlüsseln daran, einige mit angerosteten Schildchen. Sicher befand sich auch der Schlüssel für den Büfettschrank an dem Ring. Esmond diktierte mir Alice' vollständigen Namen und ihre Adresse, eine Pension in Earl's Court.

»Nicht sehr Vertrauen erweckend ... die Adresse«, sagte er, während er das Kuvert verschloss. »Los, komm schon. Den Tee trinken wir im Wohnzimmer.«

Ich spürte, wie ich errötete. Ich war verlegen und ein bisschen verärgert. »Meinst du, dass ich ihren Brief mal lesen kann?«

»Besser nicht. Überlass das mir. Ich möchte nicht, dass du dich beunruhigst.«

»Und wenn ihr die Änderungen hier im Haus nun nicht gefallen? Hätten wir sie nicht um

Erlaubnis fragen müssen?«

Esmond klopfte mir besänftigend auf die Schulter. »Mach dir nicht immer so viele Sorgen. Ich regle das schon. Dafür bin ich schließlich da.«

Er ließ den Brief in eine Schublade fallen und ging zur Tür. Ich stand auf. Da ich es so eilig hatte, ihm zu folgen, stieß ich mit dem Oberschenkel gegen die Ecke des Schreibtischs.

»Wenn du es unbedingt wissen willst«, sagte Esmond. »Sie ist ein bisschen knapp bei Kasse, glaube ich. Sie hat es also nicht etwa auf Liebe abgesehen, sondern auf einen hübschen Scheck.«

»Hat sie wirklich so etwas angedeutet ...?«

»Das war leicht zwischen den Zeilen herauszulesen.« Er öffnete die Tür und blickte über die Schulter zurück. »Ganz schön hart die Welt da draußen. Du kannst froh sein, dass ich dir das alles abnehme.«

Die Fenster des geräumigen Wohnzimmers gingen nach Südwesten und Nordwesten hinaus. Auf dem Tisch hinter dem Sofa stand bereits das Tablett mit den Teeutensilien für uns bereit. Mit besonderem Wohlgefallen registrierte ich den großen Plätzchenteller. Ich bin nämlich ein Schleckermaul. Bronwen hatte nur zwei Gedecke von dem Crown-Derby-Service bereitgestellt, was mir sehr entgegenkam. Wie erfreulich, Esmond wieder einmal ganz für mich zu haben – fast wie in alten Zeiten.

Mit seiner Redseligkeit war es allerdings plötzlich vorbei. Nachdem er den Tee eingeschenkt hatte, saß er in dem schweren Sessel und starrte ins Feuer. Die gerade erst neu installierte Zentralheizung funktionierte zwar hervorragend, doch es war noch nicht kalt genug, um sie tagsüber einzuschalten; außerdem liebte Esmond ein gescheites Feuer.

Ich überlegte, ob ich meinen Cousin vielleicht beleidigt hatte. Dabei vertilgte ich drei Bourbon-Biscuits und trank die erste Tasse Tee viel zu heiß. Die Abweichung von unserer gewohnten Nachmittagsroutine hatte mich verwirrt. Zum einen das – und dann noch, was ich über Alice erfahren hatte.

»Woran denkst du?«, fragte Esmond.

»Was? Ach, an gar nichts.«

»Los, raus damit.«

Ich kratzte mich an meiner kahlen Stelle. Es war mir schon immer schwergefallen, Esmond anzulügen. »Ich – also ich habe gerade darüber nachgedacht, wie sie früher eigentlich war«, sagte ich.

»Alice? Wenigstens wissen wir, dass sie nur aufs Geld aus ist. Alles andere ist nebensächlich.«

»Ja, sicher. Das leuchtet mir ein. Aber natürlich bin ich neugierig auf sie.«

»Natürlich?«

»Sie ist meine Tochter.«

»Mit deiner Neugier stehst du nicht allein«, sagte er. »Liegt offenbar in der Familie. Also, wenn du es unbedingt wissen willst: Sie hat sich in ihrem Brief nach ein paar Dingen erkundigt.«

Mir fiel auf, dass meine Tasse oben am Rand einen winzigen Sprung hatte. Meine

Mutter wäre außer sich gewesen. Von draußen drang das Heulen der Motorsäge herein: Bronwen hatte offenbar viel zu tun – klang ganz so, als ob das Sägen ihr Spaß machte. Half ihr vermutlich dabei, ein paar hässliche Dinge aus ihrer Vergangenheit zu verdrängen. In meinem Kopf fing es an zu pochen und zu summen. Ich wünschte, dass Alice tot wäre – genau wie all die anderen.

»Erkundigt? Wonach?«

Esmond zündete sich in aller Ruhe eine Zigarette an. »Sie möchte alles über ihre Mutter wissen, ihre richtige Mutter, meine ich. Vermutlich ist ihr was zu Ohren gekommen.«

Ich setzte die Tasse ab und inspizierte den Ärmel meiner Jacke. Unten am Handgelenk fehlte ein Knopf. Der Tweed glänzte an einigen Stellen, so abgewetzt und fettverschmiert war der Stoff. Mein Kopfweh hatte deutlich zugenommen.

»Mach dir doch nicht immer so viele Gedanken«, sagte Esmond, dessen Stimme zugleich weit entfernt und merklich irritiert klang. »Ich regle das schon für dich. Kein Grund zur Besorgnis.«

Ich zuckte mit den Schultern.

»Du brauchst etwas frische Luft, um deine trüben Gedanken zu verscheuchen.« Er sah mich lächelnd an und schnalzte zweimal mit der Zunge. »Na, komm schon, Rumpy«, sagte er. »Gassi gehen.«

# Zwei

Manchmal sehe ich Alice im Traum, wie sie in Finisterre auf ihrem Bett liegt. Ich sehe bloß ihren Kopf und ihre Schultern. Sie blickt mit weit geöffneten Augen Richtung Zimmerdecke. Ihre Augen haben keinerlei Ähnlichkeit mit denen ihrer Mutter. (Was für eine seltsame Vorstellung, dass Lilian tatsächlich Mutter sein soll. Wie merkwürdig, sie mir genauso alt vorzustellen, wie ich jetzt bin.) Alice hat kleinere Augen als Lilian. Sie sind hellbraun, doch je nachdem, wie das Licht gerade fällt, können sie auch haselnussbraun oder sogar grünlich blau erscheinen. Vielleicht zu klein, um schön zu sein, doch für meinen Geschmack nehmen sie sich in Alice' Gesicht trotzdem recht hübsch aus.

In dem Traum ist alles wie erstarrt. Das Kopfkissen ist blendend weiß. Dann erst begreife ich, dass ich nicht Alice vor mir sehe, sondern Lilian, und ich kann nicht verstehen, wie um alles in der Welt ich die Tochter mit der Mutter verwechseln konnte.

Dabei weiß ich eigentlich gar nicht, wo genau ich anfangen soll. Obwohl sich diese Frage ohnehin erübrigt. Schließlich habe ich ja bereits angefangen: und zwar mit der Ankunft von Alice' Brief. Und schon damals standen die Gespenster der Toten unsichtbar zwischen uns, das heißt zwischen den vier Personen, die zu diesem Zeitpunkt noch am Leben waren. Und das waren: Esmond und ich, Alice und Bronwen.

Ich neige dazu, mir über alles und jedes endlos den Kopf zu zerbrechen. Esmond hat mich deshalb früher oft ausgelacht. »Mein Gott, jetzt entscheide dich endlich, Rumpy«, sagte er manchmal. »So schwierig ist es doch auch wieder nicht.«

O doch ...

Finisterre lag in einem lang gezogenen Tal, das im Westen zum Atlantik hin abfiel. Dieses sehr enge Tal wurde seitlich von so steilen Hängen begrenzt, dass kaum genug Platz für unser Haus, den Garten, den Bach und die Schotterstraße blieb, die zum Blackberry Water und zum Strand hinunterführte.

Das Haus lag knapp einen Kilometer landeinwärts. Das Dorf Ulvercombe befand sich von uns aus gesehen nochmals gut anderthalb Kilometer weiter im Landesinnern. Finisterre machte nicht viel her: ein von einem Schieferdach gekrönter unscheinbarer Steinkasten. Die Fensterläden und die übrigen Holzelemente, die auf der Außenseite Verwendung gefunden hatten, waren dunkelgrün lackiert. Ferner gab es einen rund viertausend Quadratmeter großen Garten. Aus unerfindlichen Gründen erinnerte mich das Haus an eine Kröte, die auf ihren Hinterbeinen hockt. Übrigens habe ich eine Schwäche für Kröten. Und auch der Name Finisterre – »wo das Land zu Ende ist« – gefiel mir; sagte er doch: bis hierher und nicht weiter.

Der erste Besitzer des Anwesens war ein Kolonialwarenhändler aus Budstow gewesen, der das Haus kurz nach 1880 hatte erbauen lassen. Ich glaube, er hatte es sogar selbst entworfen. Er ließ sich ein ebenso solides wie unprätentiöses Haus bauen. Dabei hatte er offenbar weniger an sich selbst als an spätere Generationen gedacht. Schließlich hatte er sich ganz nach Finisterre zurückgezogen und war bereits sechs Monate später gestorben. Kurz darauf hatte dann auch seine Frau das Zeitliche gesegnet, und 1939 war von den ursprünglich fünf Kindern des Paares nur noch eine unverheiratete Tochter am Leben.

Enkel gab es ebenfalls keine. Diese Frau hatte das Haus kurz nach Ausbruch des Krieges an meinen Vater verkauft.

Als ich zum ersten Mal das Märchen von Dornröschen hörte, war ich fest davon überzeugt, dass der von Dornengestrüpp umschlossene Palast in der Geschichte genau wie Finisterre ausgesehen haben musste.

Ich weiß noch, wie ich meine Mutter einmal fragte: »Wohnen wir in einem verzauberten Haus?« Das war lange bevor ich Esmond kennenlernte. Ich war damals vielleicht sechs Jahre alt.

»Ach, red doch keinen Unsinn, Thomas«, fuhr sie mich an. »Zauberei gibt es doch gar nicht.«

Von der Straße aus, die von mächtigen Weißdornhecken gesäumt wurde und beträchtlich tiefer lag als unser Garten, war das Haus nicht einzusehen. Auch gab es weiter unten am Ozean keinen richtigen Parkplatz. Da die Straße zudem unbefestigt war, fuhren selbst im Hochsommer nur wenige Autos bei uns vorbei. Die Spaziergänger und Wanderer wiederum bevorzugten meist den Fußweg oben an der Küste und unternahmen nur selten Abstecher ins Landesinnere.

Schließlich war das Haus noch durch zwei Baumgruppen abgeschirmt, die meine Familie in den Dreißigerjahren zum Schutz gegen den Wind hatte anpflanzen lassen. Allerdings war es zwischen den dicht stehenden Bäumen – lauter Koniferen – finster und unheimlich. Da sie alles Licht verschluckten, war ringsum mit Ausnahme einiger Efeuranken und Stechpalmen alles Leben verendet. Sogar die Koniferen selbst schienen von unten her allmählich abzusterben und sich ihrer eigenen Lebensgrundlagen zu berauben, indem sie alles Licht vom Boden fernhielten.

Die beiden Baumgruppen waren zwar hässlich, aber auch nützlich. Der Wind wehte hier meist von West, außerdem peitschten immer wieder Sturmböen über das Land. In unserem Teil der Welt waren die Wipfel sämtlicher Bäume und Büsche deshalb landeinwärts geneigt und zur Seeseite hin meist verkrüppelt.

»Eine grausame Küste«, hatte Lilian häufig gesagt. Besonders fasziniert hatten sie die alten Geschichten von den Strandräubern, die mit ihren falschen Leuchtfeuern früher manchmal große Schiffe dazu gebracht hatten, draußen vor der Ulvercombe-Bucht auf die Felsen aufzulaufen.

Nachdem Mr. Jodson 1977 seinen ersten Schlaganfall erlitten hatte, waren das Haus und der Garten zusehends heruntergekommen. (Mr. und Mrs. Jodson wohnten im Dorf und hatten sich mehr als dreißig Jahre bei uns in Haus und Garten nützlich gemacht.) Freilich gab es noch weitere Gründe für diesen Niedergang: Etwa zur selben Zeit wurden nämlich die Augen meiner Mutter immer schlechter, und auch ihr Geldvermögen schmolz infolge der Inflation rasch dahin. Also registrierte ich mit Interesse und mildem Bedauern, dass einige der Fenster sich nicht mehr öffnen ließen; dass die Hortensien allmählich von den Winden überwuchert wurden; dass nach stürmischen Nächten Dachziegel am Boden lagen. So breitete sich die Verwahrlosung von Tag zu Tag wie ein Krebsgeschwür immer mehr aus.

Natürlich hätte ich etwas dagegen tun können. Mrs. Jodson wurde auch nicht jünger und blieb irgendwann ebenfalls ganz aus. Hier und da verlangte meine Mutter von mir,



eine Reinigungskraft kommen zu lassen, die das Haus sauber machen sollte. Was für ein Umstand: Nicht nur war es schwierig, eine solche Person überhaupt ausfindig zu machen, nein, ich musste sie auch noch mit dem Taxi herbringen und hinterher wieder nach Hause fahren lassen. Und wenn eine derartige Reinigungskraft dann bei uns erschien, verbrachte sie den Großteil ihrer Zeit damit, Tee zu trinken, sich über den Schmutz ringsum zu beklagen und sich über ihre Familie und ihre Wehwehchen auszulassen. Außerdem brachten diese Leute nur alles durcheinander, sooft ich sie auch bat, behutsam zu Werke zu gehen. Ein-, zweimal – zum Beispiel bei einem Rohrbruch – musste ich sogar einen Handwerker kommen lassen. Mein Gott, was für ein Aufwand. Tatsächlich lohnte es die Mühe nicht. Deshalb gelangte ich irgendwann zu der Überzeugung, dass es einfacher sei, mich irgendwie durchzuwurschteln.

Doch das alles änderte sich, als Esmond zurückkam. Esmond – Esmond Arthur Chard. Der romantischste Name auf der ganzen Welt. So hatte ich es schon seit Kindertagen empfunden. Esmond kümmerte sich um mich.

»Esmond kümmert sich schon um Thomas«, hatte Tante Imogen damals vor vielen, vielen Jahren gesagt. Das war ein Befehl gewesen.

Tante Imogen war Esmonds Mutter. Sie und meine Mutter waren Schwestern. Ihre nahe Verwandtschaft war in der Tat leicht zu erkennen. Beide hatten ein kleines Kinn, eine große Nase und Pausbacken. Beide hatten vorstehende Zähne. Esmond hatte früher sogar manchmal gesagt, dass die beiden ein Kaninchengesicht hatten. Schon damals hatte ich gewusst, dass Kaninchen ganz schön kräftig und grausam sein können. Der Sohn der Jodsons hatte nämlich früher mal einen großen Rammmer gehabt, der – wie es hieß – einmal sogar ein Junges getötet hatte.

Tante Imogen erteilte ihrem Sohn diese Order im Sommer 1954. Ich war damals gerade elf geworden. Esmond hatte seinen elften Geburtstag noch vor sich, und seine Schwester Lizzy war kaum älter als einen Monat. Obwohl Esmond und ich Cousins waren, hatten wir uns vorher noch nie gesehen, denn er war in Irland zur Welt gekommen und aufgewachsen. Wie ich einigen Bemerkungen meiner Mutter entnehmen konnte, handelte es sich bei Lizzy um einen »Irrtum« – eine Charakterisierung, die mich nicht wenig erstaunte. Bis dahin hatte ich nämlich geglaubt, dass jedes Kind von Gott gewollt sei und dass Gott einen Irrtum natürlich überhaupt nicht begehen könne.

Jedenfalls fuhren meine Mutter und ich von Finisterre mit dem Auto nach Barnstaple, wo die Chards damals wohnten, um unsere Verwandten zu besuchen. Ich hatte meine neue Schuluniform angezogen: Vielleicht wollte meine Mutter, dass ich mich allmählich daran gewöhnte, vielleicht hatte sie aber auch den Wunsch, vor ihrer Schwester damit anzugeben, dass sie mich auf dem Bicknor College angemeldet hatte. Es war ein heißer Tag Ende Juli, und ich fühlte mich in meiner Uniform äußerst unwohl. Doch meine Mutter lehnte es rundweg ab, das Fenster zu öffnen, weil sie Angst hatte, dass der Staub und die Zugluft ihre Frisur womöglich ruinieren könnten.

Mein neuer grauer Anzug und das Hemd waren jedoch nicht nur zu warm für den heißen Tag, sie kratzten auch auf der Haut. Und der Hemdkragen beengte mich am Hals. Längere Autofahrten waren für mich ein schwieriges Unterfangen, weil mir dabei häufig

übel wurde. Noch bedrückender allerdings war die Angst vor den fremden Menschen, denen ich an diesem Tag begegnen sollte.

Meine Mutter sah mich an. »Und wenn dir schlecht wird«, mahnte sie, »sag bitte rechtzeitig Bescheid.« Dann fügte sie in ihrer grauenhaften Allwissenheit noch hinzu: »Esmond hat sich beim Autofahren übrigens noch nie übergeben.«

Tatsächlich stellten sich die ersten Vorboten einer Übelkeit auch sofort ein.

Andererseits erschien mir die Möglichkeit, mich in Barnstaple von meiner vorteilhaften Seite zu zeigen, durchaus verlockend. Schließlich war Esmond nicht nur jünger als ich, sondern außerdem in Irland aufgewachsen. Und das wusste doch jeder, dass in Irland nur Schwachköpfe lebten, die dumm genug gewesen waren, die Segnungen einer Zugehörigkeit zu Großbritannien rundweg auszuschlagen. Außerdem hatte ich aus mehreren Bemerkungen meiner Mutter geschlossen, dass die Chards eigentlich zu bemitleiden waren. Das war zum Teil darauf zurückzuführen, dass sie nicht sehr viel Geld hatten; es gab dafür aber auch noch einen anderen Grund.

»Arme Imogen«, hatte meine Mutter gesagt, als sie mit Tante Ada, einer engen Vertrauten, die jedoch nicht mit uns verwandt war, über den geplanten Besuch gesprochen hatte. »Wenn sie das nur früher gewusst hätte.«

Das Haus in Barnstaple gehörte zu einem Reihenhauskomplex, der an einem Hang gelegen war. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite gab es eine identische Siedlung. Die einzelnen Häuser waren nur durch eine niedrige Mauer und einen gut einen Meter tiefen Vorgarten von der Straße getrennt. Der Vorgarten der Familie Chard wurde fast vollständig von zwei verstaubten Lorbeersträuchern eingenommen.

»Soso«, sagte meine Mutter. Sie stellte den Motor ab und inspizierte sichtlich zufrieden die Fassade des Hauses. »Soso.«

Sie schürzte die Lippen, und ihr Gesicht verwandelte sich in ein Netzwerk pudergeränderter Falten. Als sie aus dem Wagen stieg, raschelte ihr Seidenkleid. Sie trat durch die geöffnete Gartenpforte und näherte sich dem Haus, während Tante Imogen bereits in der Eingangstür erschien. Dann blieben die beiden Frauen etwa einen halben Meter voneinander entfernt stehen.

»Fiona.«

»Imogen.«

Beide Schwestern ließen den Kopf wechselseitig bis fast auf die rechte Schulter der anderen sinken und hauchten sich einen Kuss auf die Wange. Dann richteten sie sich wieder auf.

»Und das da«, sagte Tante Imogen, »muss der kleine Thomas sein.«

»Komm und gib deiner Tante die Hand.«

Ich ging ängstlich in ihre Richtung.

»Gerade stehen.«

Tante Imogen ergriff meine Hand. »Er ist klein für sein Alter, nicht wahr?«

Irgendwo im Haus schrie das Baby. Tante Imogen führte uns in einen kleinen dunklen Raum im vorderen Teil des Hauses. Ein schwarzes Klavier und ein braunes Sofa nahmen dort den Großteil des Platzes ein. Die bodenlangen Samtvorhänge vor den Fenstern waren halb zugezogen. Ferner bot eine ungepflegte Netzgardine noch zusätzlich Schutz

vor den Blicken neugieriger Passanten.

»Arthur ist untröstlich, dass er nicht hier sein kann«, sagte Tante Imogen. »Aber er muss unbedingt einen Geschäftstermin wahrnehmen.«

Die beiden Frauen blickten sich an. Ich spürte sofort, dass mit Onkel Arthur, Esmonds Vater, etwas nicht in Ordnung war. Was, begriff ich allerdings erst viel später.

»Wie schade«, erwiderte meine Mutter mit gespielter Bedauern. »Dabei hatte ich mich schon so darauf gefreut, ihn mal wiederzusehen.«

»Aber Esmond ist da.« Tante Imogen lehnte sich aus der Tür und rief seinen Namen. Das Baby schrie immer lauter. »Und natürlich Lizzy. Sie ist heute etwas unpässlich, fürchte ich. Wahrscheinlich Blähungen.«

»Mein Gott«, sagte meine Mutter. »Wie belastend.«

Auf der Treppe waren Schritte zu hören.

»Pssst«, sagte Tante Imogen. Wieder sah sie ihre Schwester an. »Ach, mach dir deshalb keine Sorgen, Fiona. Blähungen sind doch ganz normal, ja eigentlich sogar gut.«

Esmond war mindestens fünf Zentimeter größer als ich. Er ging direkt auf meine Mutter zu und streckte ihr die Hand entgegen. »Guten Tag, Tante Fiona«, sagte er. Er hatte tatsächlich einen leichten Akzent, der in meinen Ohren allerdings nicht so sehr irisch, sondern vielmehr ausgesprochen distinguiert klang.

»Und das ist dein Vetter Thomas«, erklärte Tante Imogen. »Du kannst ihm ja mal den Garten zeigen.«

Ich starrte auf meine einwärts gedrehten Füße. Neben mir wurde meine Mutter allmählich unruhig, und ich betete inständig, dass sie mich irgendwie von der Pflicht entbinden würde, mich mit diesem fremden Jungen zu befassen.

»Ach – ihr habt sogar einen Garten?«, sagte sie. »Wie entzückend.«

»Esmond kümmert sich schon um Thomas«, sagte Tante Imogen. »Und jetzt geht spielen, Kinder. Und macht euch nicht schmutzig.«

Esmond sah mich an und übernahm dann die Führung. Wir gingen schweigend durch das enge Entree, danach durch eine Küche und traten schließlich durch eine weitere Tür in den Garten hinaus. Allerdings war der Garten völlig anders als alles, was ich mir bislang unter dem Begriff vorgestellt hatte.

Der Hof wurde auf einer Seite durch das Haus und in den übrigen Richtungen durch hohe Backsteinmauern begrenzt. Es gab dort zwei Mülltonnen, eine Außentoilette, einen Kohlenschuppen, eine Wäscheleine und ganz hinten in der Ecke eine Stelle, wo allerlei Grünzeug wuchs. Die Mauer gegenüber wurde durch ein Tor in zwei Hälften geteilt. Oberhalb davon waren die Dächer und Fenster eines weiteren Reihenhauskomplexes zu sehen.

Abgesehen von dem blauen Himmel über unseren Köpfen und dem Pflanzenbewuchs in der Ecke herrschten in dem Hof Grau- und Brauntöne vor. Einige der Pflanzen standen gerade in Blüte, und ihre Farben wirkten in dieser tristen Umgebung irgendwie deplatziert: das Weiß des Wiesenkerbels, das kräftige Purpur der Weidenröschen und das leuchtende Gelb des Löwenzahns.

Esmond schob die Hände in die Taschen seiner kurzen Hose. Sein üppiges Haar war dunkelbraun und hatte einen rötlichen Schimmer. Es schmiegte sich wie eine Kappe an

seinen Kopf. Sein Gesicht und seine Art zu stehen erinnerten mich an eine farbenprächtige Illustration, die ich bei mir zu Hause im Kinderzimmer verwahrte: nämlich das Titelblatt von Robin Hoods Abenteuer.

»Siehst du das?« Esmond hielt mir die geöffnete Hand entgegen, auf der ein Sixpencestück lag. »Rate mal, wo ich das herhabe.«

»Keine Ahnung«, erwiderte ich. Ich starrte auf die Münze, was mich der Notwendigkeit enthob, Esmond direkt ins Gesicht zu sehen.

»Im Nachbarhaus gibt es einen Jungen – der ist zwölf –, und ich darf natürlich nicht mit ihm spielen. Na ja. Jedenfalls haben wir gewettet: Wer von uns beiden es schafft, auf der Mauer dort drüben entlangzuhüpfen, ohne herunterzufallen, der bekommt eine Sixpencemünze. Die Mauer ist kein Problem, schwierig ist nur das Tor. Also, wenn einer von uns beiden von der Mauer herunterfällt, muss er dem anderen ein Sixpencestück geben. Das ist alles. Verstanden?«

»Ganz schön hoch die Mauer«, sagte ich.

»Und der Boden ist verdammt hart, wenn man nicht zufällig in dem Grünzeug dort drüben landet. Obwohl man sich an den Nesseln ganz schön verbrennen kann.«

»Und weiter?«

»Er ist runtergefallen. Ich nicht. War auch besser so, weil ich ihm nämlich gar keine Sixpencemünze hätte geben können.« Esmond ließ die Münze wieder in der Hosentasche verschwinden und tat dann noch beiläufig kund: »Und geschnitten hat er sich auch. Musste sogar vom Arzt genäht werden.«

Wir standen schweigend da.

»Und wie schaut's bei dir so aus, ich meine mit Geld?«, fragte Esmond.

Natürlich wusste ich, dass es klüger gewesen wäre, den Mund zu halten. Ich hatte nämlich eine kleine Lederbörse mit einer halben Krone in der Tasche. Tante Ada hatte mir die Münze zu meinem letzten Geburtstag geschenkt. Aber hatten mir die Erwachsenen nicht immer wieder eingebläut, dass es eine Sünde ist zu lügen und dass Gott Menschen, die lügen, manchmal auf der Stelle tot umfallen lässt? Ja, das hatten sie gesagt, alle, die etwas zu melden hatten: meine Mutter, Tante Ada (die mich als Frau des Vikars außerdem in der Sonntagsschule unterrichtete), aber auch andere Autoritätspersonen, die sich mit solchen Sachen ganz genau auskannten. Außerdem wollte ich meinem Cousin natürlich imponieren. Also kramte ich meine Börse hervor und zeigte Esmond die halbe Krone.

»Weißt du was«, sagte er, »wenn du es schaffst, oben auf der Mauer entlangzuhüpfen, ohne abzustürzen, gebe ich dir die Sixpencemünze.«

»Und wenn ich runterfalle?«

»Dann gibst du mir deine Sixpencemünze.«

»Aber ich habe doch gar keine Sixpencemünze, sondern nur die halbe Krone.«

»Ach, das Geld kann ich in dem Laden da drüben wechseln.«

Ich blickte zum Haus zurück. »Meinst du, dass es den beiden recht ist?«

»Ach, die erfahren doch gar nichts davon.« Esmond wies auf das Tor. »Wir nehmen den Weg auf der anderen Seite.«

»Und wenn sie uns suchen?«